

ren Händen zurück. Man einigte sich, Kernwaffenversuche in der Luft und unter Wasser zu untersagen; nicht verboten waren solche unter der Erde. Der Senat, der vorher nicht um seine Meinung befragt worden war, stimmte dem Abkommen zu, und bald traten hundert andere Staaten ihm bei. Ein Schritt, wenn auch nur ein bescheidener, war getan. Das bedeutete eine Pause im kalten Krieg, doch Kennedy wollte mehr, denn «die Freiheit ist unteilbar, und wenn auch nur einer versklavt ist, dann sind nicht alle frei.» Das kommunistische China und das Frankreich de Gaulles traten dem Verträge nicht bei und führten ihre Atomversuche fort. Auch die Militärs in Amerika waren lange nicht alle begeistert von dem Abkommen, obschon es die Landesverteidigung nicht abschaffte. So hielt es Kennedy für geraten, an der Vollversammlung der Vereinten Nationen am 20. September 1963 machtvoll seine Stimme zu erheben. Der Wettstreit, gab er zu, gehe weiter, doch es sollte ein Wettstreit der Leitbilder und nicht der Einschüchterung sein. «Denn wir glauben, dass die Wahrheit stärker ist als der Irrtum und die Freiheit dauerhafter als der Zwang.»

«Warum», fragte er, «sollte der erste Flug des Menschen zum Mond Gegenstand eines nationalen Wettstreits sein? Warum sollten sich die Vereinten Staaten und die Sowjetunion die der Vorbereitung solcher Expeditionen auf riesige Doppelleistungen auf dem Gebiete der Forschung, der Konstruktion und der Ausgaben einlassen? Wir sollten lieber prüfen, ob die Wissenschaftler und die Astronauten unserer beiden Länder — ja, der ganzen Welt — bei der Eroberung des Weltraums nicht zusammenarbeiten könnten, um eines Tages in diesem Jahrzehnt nicht Vertreter einer einzigen Nation, sondern Vertreter der gesamten Menschheit zum Monde zu schicken.»

Er erinnerte daran, dass die Vereinten Staaten seit Kriegsende mehr als hundert Milliarden Dollar an unterentwickelte Länder geleistet, dass sie ein Friedenskorps gegründet haben, um, wo die Not es erforderte, geschulte Leute zur Verfügung stellen zu können. Doch es müsste noch mehr getan werden, um dem Hunger und dem Durst auf der Erde ein Ende zu setzen. In Afrika war ein Staat nach dem andern selbständig geworden; doch die meisten bedurften des Rats und des Beistands der alten Staaten. Das medizinische Wissen sollte durch vermehrte Forschung gemeinsam gefördert werden. Er empfahl ein weltumspannendes System von Erdtrabanten für die Verbreitung von Nachrichten und Wettermeldungen, ein weltweites Naturschutzprogramm zur Erhaltung der Wald- und Wildbestände. Eine Ertragssteigerung der Landwirtschaft und bessere Nahrungsmittelverteilung sollten jedem hungernden Kind die Speise geben, die es benötigt. Bei all diesen Abkommen aber müssten die Menschenrechte hochgehalten werden. Doch er wusste, dass alle diese Abmachungen nicht genügen würden: «Der Friede beruht jedoch nicht allein auf Bündnissen und Verträgen, er entspringt den Herzen und Köpfen der Menschen. Wenn er daraus vertrieben ist, dann vermag kein Gesetz, kein Pakt, kein Vertrag, keine Organisation ihn zu erhalten. Lasst uns also nicht alle unsere Hoffnung auf Papier und Pergament gründen, sondern vielmehr danach streben, Frieden in die Herzen und das Denken der Menschen zu tragen.»

Der Vertrag über die teilweise Einstellung der Atomversuche, schloss er, vermöge nicht den Krieg aus der Welt zu schaffen, doch er könne als Hebel wirken. Archimedes soll, als er das Gesetz der Hebelwirkung entdeckt hatte, zu seinen Freunden gesagt haben: Gebt mir einen Standpunkt, und ich hebe die Welt aus

den Angeln . . . «Meine Mitbürger auf diesem Planeten: Lassen Sie uns hier in dieser Versammlung der Nationen unseren Standpunkt beziehen. Und lassen Sie uns sehen, ob wir zu unseren Lebzeiten die Welt einem gerechten und dauerhaften Frieden näherbringen können.»

Kaum je waren dem amerikanischen Präsidenten, der als Friedensrufer im Namen des Planeten sprach, die Herzen so zugeflogen wie in diesem Sommer und Herbst 1963. Und doch hatte er selbst zur gleichen Zeit einen blutigen Krieg zu führen. Zwar war nicht er es gewesen, der als erster Truppen nach Südvietnam schickte, um den Vormarsch des Kommunismus in Südostasien aufzuhalten. Aber wollte er nicht dort das Feld räumen, so war er gezwungen, immer grössere Mengen Militär und Material hinzuschicken, denn der Dschungelkrieg verschlang die Menschen. Doch war ihm klar, dass es auf die Vietnamesen selbst ankam, ob der Krieg am Ende gewonnen oder verloren wurde.

Dafür gestaltete sich das Verhältnis zu den südamerikanischen Staaten immer besser. Fidel Castros Einfluss war seit dem Abzug der Russen stark gesunken. Im gleichen Masse wuchs das Vertrauen zu den Vereinten Staaten.

Auch für das eigene Land entfaltete Kennedy eine erstaunliche Tätigkeit. Er, ein Spross der Geldaristokratie, schreckte nicht davor zurück, Stahlindustrielle an der Erhöhung ihrer Preise zu verhindern und gegen Ölproduzenten vorzugehen, die nur einen Bruchteil ihres Einkommens versteuerten. Im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, die besonders unter den Negern und den Jugendlichen noch gross war, wollte er ein Programm der Steuer senkung durchführen, um so die Wirtschaft anzukurbeln und damit gegen die Armut anzukämpfen. «Es ist an der Zeit», sagte er im November 1963, «einen nationalen Angriff auf die Ursachen der Armut zu starten — ein umfassendes Programm auf allen Gebieten.»

Aphorismen von John F. Kennedy

Wir wollen beweisen, dass die Freiheit nicht die Magd der Sicherheit ist und dass die Wahrheit uns frei macht.

Zivilisation ist nach einer alten Redensart ein Wettlauf zwischen der Bildung und der Katastrophe.

Das Wort Krisis besteht in der chinesischen Schrift aus zwei Schriftzeichen. Das eine repräsentiert die Gefahr und das andere die Chance.

Der Wettstreit zwischen den Menschen sollte ein Wettstreit der Leitbilder und nicht der Zerstörung, ein Wettstreit der Leistungen und nicht der Einschüchterung sein.

Er nahm sich Zeit, nach Massachusetts zu fliegen, um an einer Ehrung des Dichters Robert Frost teilzunehmen, denn die Anerkennung der Kunst und der Künstler rechnete er zu den höchsten Aufgaben eines Staatswesens. «Ich erhoffe eine grosse Zukunft für Amerika», sagte er in seiner Rede, «eine Zukunft, in der die militärische Stärke unseres Landes unserer moralischen Selbstbeschränkung entspricht, sein Reichtum unserer Weisheit und seine Macht unserem Zielbewusstsein. Ich erhoffe ein Amerika, das Anmut und Schönheit nicht scheut, unsere Natur schützt, die prächtigen alten Häuser, Plätze und Parks unserer nationalen Vergangenheit bewahrt und stattliche, ausgewogene Städte für unsere Zukunft baut. Ich erhoffe ein Amerika, das Leistungen in den Künsten ebenso belohnt wie Leistungen in der Wirtschaft oder in der Staatskunst . . . Ich erhoffe ein Amerika, das in der ganzen Welt nicht nur seiner Stärke, sondern auch seiner Kultur wegen Achtung genießt. Und ich erhoffe eine Welt, die nicht nur Demokratie und Vielfalt gewährleisten wird, sondern auch die persönliche Auszeichnung.»

Hölderlin in Tübingen

So lautet der Titel eines Gedichtes von Johannes Bobrowski, das in der Sammlung ‚Schattenland Ströme‘ enthalten ist:

*Bäume irdisch, und Licht,
darin der Kahn steht, gerufen,
die Ruderstange gegen das Ufer, die schöne
Neigung, vor dieser Tür
ging der Schatten, der ist
gefallen auf einen Fluss
Neckar, der grün war, Neckar,
hinausgegangen
um Wiesen und Uferweiden.
Turm,
dass er bewohnbar
sei wie ein Tag, der Mauern
Schwere, die Schwere
gegen das Grün,
Bäume und Wasser, zu wiegen
beides in einer Hand:
es läutet die Glocke herab
über die Dächer, die Uhr
rührt sich zum Drehn
der eisernen Fahnen.*

Sicher ist hier Hölderlins letzte Tübinger Zeit gemeint, die endlosen und qualvollen Jahre also, die der kranke Dichter seit dem Sommer 1807 bis zu seinem Tode 1843 in der Pflege der Familie Schreinermeister Zimmers verbrachte, der ihm ein Erkerzimmer im mittleren Stock jenes Turmes am Neckarufer hergerichtet hatte, den man seither als Hölderlin-

turm bezeichnet. Eine Schilderung von Hölderlins Leben während der Zeit seiner Umnachtung gibt Friedrich Wilhelm Waiblinger in der kleinen Schrift «Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn», der sein treuer Freund war und ihm fünf Jahre lang seinen Zustand erleichterte, indem er ihn oft besuchte, ihn mit auf sein Gartenhaus am Oesterberge nahm, dessen romantischen Zauber übrigens auch Hermann Hesse in der Novelle «Im Presselschen Gartenhaus» festgehalten hat, worin er die beiden Stifterfreunde Mörike und Waiblinger einen Spaziergang mit dem kindlich unbeholfenen Hölderlin zum abgelegenen Weinberghäuschen unternehmen lässt. Hölderlins Dasein war nur noch ein gespenstisches Dahinvegetieren. An sonnigen Tagen ging er morgens in einem Zwinger vor dem Haus stundenlang auf und ab, setzte diese Tigergänge am Nachmittag in seinem Turmzimmer fort, indem er halbblau vor sich hindachte oder mit sonorer Stimme aus dem «Hyperion» deklamierte. Besonders im Sommer war er sehr unruhig, weil ihn die Aussicht auf den Neckar und die Bergzüge der Alb dumpf an sein früheres Dichtertum erinnerte. Hie und da warf er ein paar reimende oder metrisch korrekte Verse im alkäischen Odenmass aufs Papier, Verse, die klar begannen und in sinnlosen Floskeln endeten. Themen wie Frühling, Sommer, Winter, Aussicht kehrten immer wieder. Die seltenen Freunde,

die ihn besuchten, mussten sich die höflichsten Anreden «Herr Baron» und «Eure Heiligkeit» gefallen lassen und es behutsam vermeiden, den Dichter an seine Frankfurter Zeit oder gar an Diotima zu erinnern, ansonst er in wirre Raserei verfiel und sich oft tagelang in sein Bett zurückzog. Von der ersten Sammlung seiner Gedichte nahm Hölderlin keine Notiz.

Auf den Gemütern der jungen Dichter, zu denen der Stifter Mörike gehörte, lastete die tägliche Gegenwart des wahnsinnigen Propheten aus der hoffnungsvollsten Epoche des deutschen Idealismus wie ein schwerer Schatten, und es ist begreiflich, dass gerade Mörikes Wille, durch Dichtung die Welt zu verändern, in seinen Tübinger Jahren gebrochen wurde. Jener Zeit verdanken wir seine grossartige Feuerreiter-Vision, die sich an Hölderlins Erscheinung entzündete, denn der Kranke soll oft eine narrenhafte Zipfelmütze getragen haben, die am Fenster sichtbar wurde, wenn er endlos auf und ab ging.

In Bobrowskis Gedicht ist diese alles nur andeutungsweise erinnert, aber vollends in die Stimmung eines Tübinger Sommertages verwandelt. Wir erfahren keine Fakten, wie sie etwa Waiblinger oder auch Hesse mitteilen, sondern nur Stichworte, Elemente einer Landschaft, welche die Begegnung zwischen zwei grossen Dichtern spürbar macht. Es ist Seelenlandschaft im zweifachen Sinn. Bobrowski geht dabei so sparsam um mit seinen Elementen, weil er weiss, wie schwer jedes einzelne befrachtet ist, wie schlecht es eine enge Verkettung erträgt und wie sehr es auf den ausgesparten Raum angewiesen ist. Die beiden Strophen bezeichnen ein paar trigonometrische Punkte, mehr nicht. Was steht da?

Ein Kahn steht am «schönen» Ufer, halb verdeckt von Weidenzweigen, die in den Fluss hängen. Wer ihn gerufen hat, wissen wir nicht genau, vielleicht der Dichter, der eine Bootsfahrt unternehmen will, vielleicht hat er ihn bloss aus der Erinnerung evoziert. Dann fällt der Blick auf die Tür zum Hölderlinturm, und sogleich ist auch der Schatten des längst verstorbenen Dichters da, ein Schatten auf dem Gemüt des Betrachters. Hier zeigt sich bereits, wie vielschichtig, wie reichhaltig Bobrowskis sparsame Bilder sind. Vielleicht erinnert er sich an das Wort Hölderlins von den seligen Schatten am Lethe. Der «Griechen», der zu Lebzeiten nur noch ein Schatten seiner selbst war, der, um es anders zu wenden, den eigenen Schatten, den der Gesunde nicht zu überspringen vermag, in seinem Wahn gleichsam übersprungen hat, ist lang vor seinem Tod ins Schattenreich hinabgestiegen. Der Kahn, vom unsichtbaren Fährmann besetzt, wartete unter seinem Fenster. Mit diesem Schattenbild wird die geisterhafte Präsenz Hölderlins in der Tübinger Sommerlandschaft unglaublich einfach und knapp festgebannt, und zwar auf eine sprachlich dermassen spröde Art, dass man beinahe darüber hinwegliest und gerade so das Huschende, Schattenhafte der Vision erst erfährt. Einmal mehr bewährt sich Bobrowskis stärkstes Stilmittel: die glanzlose Sprache. Dieser Schatten, der noch umzugehen scheint, ist auf den Fluss gefallen, dessen Namen der Autor zweimal nennt, weil er um seine Magie und um die grosse Bedeutung des Fluss-Symbols bei Hölderlin weiss. Die Schlusszeile der ersten Strophe «um Wiesen und Uferweiden» dürfte bewusst aus Hölderlins Ode «Der Neckar» übernommen sein, wo es am Ende heisst: ... doch weicht mir aus treuem Sinn / Auch da mein Neckar nicht mit seinen / Lieblichen Wiesen und Uferweiden.» Der Strom wurde in Hölderlins Werk, stark vereinfacht ausgedrückt, zum Symbol der gottgesandten Kraft,

zum Ebenbild des schaffenden Genius, der in olympischer Höhe und Götternähe entspringt, der in der Ebene Städte gründet und sich im Meere mit dem Unendlichen vereinigt. Wenn nun Bobrowski den Schatten auf den Neckar fallen lässt, der übrigens einst grün war, was man sehr vage mit «jung», «verheissungsvoll» übersetzen könnte, dann will er damit andeuten, dass der göttliche Genius erloschen sei. Der Fluss trug Hölderlin über seine Kindheit hinaus und zurück bis zu den Quellen des abendländischen Geistes, nun ist er überschattet, er scheint träge zu fliessen. Die Kindheits-erinnerung an die Wiesen und Ufer des Neckartals ist ein sonnig stechender Schmerz im Gemüt des Wahnsinnigen.

Erst in der zweiten Strophe spielt Bobrowski auf die allgemeine Situation des Dichters an. Er nennt den Turm, vordergründig den Hölderlinturm, in zweiter Linie den Elfenbeinturm und wünscht, dass er bewohnbar sei wie ein Tag. Er setzt die Schwere der Mauern gegen das Grün des Wassers und der Bäume. Meint das Grün nun das Lebendige nicht nur der Landschaft, sondern aller Dinge, die den Dichter umgeben, dann kann die Schwere der Mauern als Gegengewicht nur Sprache bedeuten, Sprache, mit der man sich abschliesst, ein Turmverlies baut wie der irre Hölderlin, oder aber Sprache, die transparent und leicht wird. Wie viele zeitgenössische Dichter leidet auch Bobrowski am Starren, Fixierenden des Ausdrucks. Er möchte die Dinge in seiner Sprache so leicht werden lassen, dass sie in einer Hand zu wiegen sind. Mit dem Wort «wiegen» ist die enge, familiäre Beziehung Schöpfer-Produkt nur zart angedeutet. Die Schwere der Mauern hat aber noch einen zweiten Sinn: sie schützt ihn vor dem Fliessenden, vor der reissenden Zeit. Das Gebilde aus Sprache ist sein Gewicht, das er auf die Waagschale legt, um nicht im Strom des Lebens sinnlos dahinzutreiben und unterzugehen. Weshalb soll aber der Turm bewohnbar sein wie ein Tag? Bobrowski setzt den Tag, das Wirken im Alltag gegen die Gefahr der Umnachtung. Zwar kann er es nicht vermeiden, als Lyriker ein Turmdasein zu führen. Trotzdem stellt er sich den Ansprüchen der Realität, um nicht an der Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Ideal zugrunde zu gehen. Der Turm soll heller Aussichtspunkt bleiben, er darf sich nicht ins finstere Verlies verwandeln. Wenn man will, kann man an dieser Stelle den Unterschied zwischen rein prophetischem und in modernem Sinne engagiertem Dichtertum sehr schön herauslesen.

Die Schlusszeilen des Gedichts weisen wiederum auf Hölderlin zurück, zunächst natürlich mit dem Bild von den eisernen Fahnen, die fast wortwörtlich an die klirrenden Fahnen in «Hälfte des Lebens» erinnern. Hier wie dort dürften Wetterfahnen gemeint sein. Dann scheint mir aber noch ein anderer Text auf-

schlussreich, der aus Hölderlins Spätzeit unter Ungesichertem überliefert wird und also mit Vorbehalt zu zitieren ist. «In lieblicher Bläue» lautet der Titel dieses hymnischen Proastückes, und es beginnt so:

«In lieblicher Bläue blühet mit dem metallenen Dache der Kirchturm. Den umschwebet Geschrei der Schwalben, den umgibt die rührendste Bläue. Die Sonne gehet hoch darüber und färbet das Blech, im Winde aber oben stille krähet die Fahne. Wenn einer unter der Glocke dann herabgeht, jene Treppen, ein stilles Leben ist es, weil, wenn abgesondert so sehr die Gestalt ist, die Bildsamkeit herauskommt dann des Menschen. Die Fenster, daraus die Glocken tönen, sind wie Tore an Schönheit.»

Auffällig scheint mir sowohl hier wie in Bobrowskis Gedicht das Nebeneinander von Glockengeläute und Wetterfahne. Baudelaire hat, wie die letzte «Métamorphoses du Vampire» zeigt, im metallischen Klirren der Wetterfahne und in ähnlichen Geräuschen die Stimme des Todes gehört. Das Tote war für Hölderlin die sprachlose Welt des Winters, die er in «Hälfte des Lebens» als kommende Umnachtung vorausgeahnt hat. In der Doppelbedeutung des Wortes «Fahne» ist der ganze Schrumpfungsprozess von der Lebensfülle bis zur Lebensarmut enthalten. Aus der rauschenden, festlichen, im Winde vielfach lebendigen Flagge wird ein totes, eisernes Ding, das sich nur noch starr und girrend im Winde dreht. Die Glocken in der späten Prosa erinnern ihn an das feierliche Erhabene und das Schöne. Aber diese Tore der Schönheit, wie er die Fenster zur Glockenstube bezeichnet, sind ihm nicht mehr erreichbar, es schwindelt ihm dabei, ähnlich wie es Mörike schwindelt, wenn ihn das Glockentonmeer emporhebt und er sich hoch zu Schiff getragen fühlt und vom Rand in die Tiefe blickt. Das Schöne, das Mörike noch hinausträgt, scheint den greisen Hölderlin zu erschlagen.

Bobrowskis Gedicht schliesst mit derselben feierlich-tödlichen Dissonanz. Zwar läutet die Glocke über die Dächer herab, aber die Uhr rührt sich als sinnbildliches Werk der mechanisch ablaufenden Zeit, und die eisernen Fahnen drehn sich im Wind. Glockenton und krächzende Fahne bedingen sich wechselseitig: das Schöne öffnet erst die Augen für das Tödliche und umgekehrt. Und von da aus werden wir erneut auf den Anfang des Gedichtes aufmerksam, wo der Kahn im Wasser steht, gerufen von wem? Das Wort steht ohne genauen grammatischen Bezug am Ende der Zeile, wir wissen es nicht.

Das Gedicht versucht, ein Stück menschliche Uferlandschaft, ein Stück Turmdasein festzuhalten. Bobrowski tut das mit der unsentimentalen, fast heiteren Schwermut dessen, der den leeren Kahn erblickt hat.

Hermann Burger

Das Buch:

«Rauchsignale»

Kr. Hermann Burger hat die Gedichte, die da und dort – auch in den «Aargauer Blättern» – bereits gedruckt wurden, zu einem ersten Bändchen Lyrik mit dem Titel «Rauchsignale» vereinigt. Der Zürcher Artemis-Verlag, ein um die schöne Literatur hochverdientes Haus, hat dem jungen Autor die Chance des Debuts gewährt. Es ist für ihn zugleich die Stunde der Bewährung. Denn was da nun mit dem Anspruch einer lyrischen Neuerscheinung nicht irgendwo aus einer Handpresse oder im Selbst-

verlag ans Licht der literarischen Öffentlichkeit tritt, sondern im Herbstprogramm eines bedeutenden Mittlers klassischer und zeitgenössischer Literatur, stellt sich der unerbittlichen Prüfung. Es gibt Rezensionen, die ein paar freundliche Worte enthalten, ein Zitat herausgreifen und in das Wort von den berechtigten Hoffnungen ausmünden. Und es gibt andere, die Fehler und Schwächen aufspiesen (die Hermann Burger nicht überall zu tilgen vermochte). Mit einem Wort: der Schritt aus